

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 18. — Sonntag, den 27. April 1930.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Der Zauber der deutschen Nordsee.

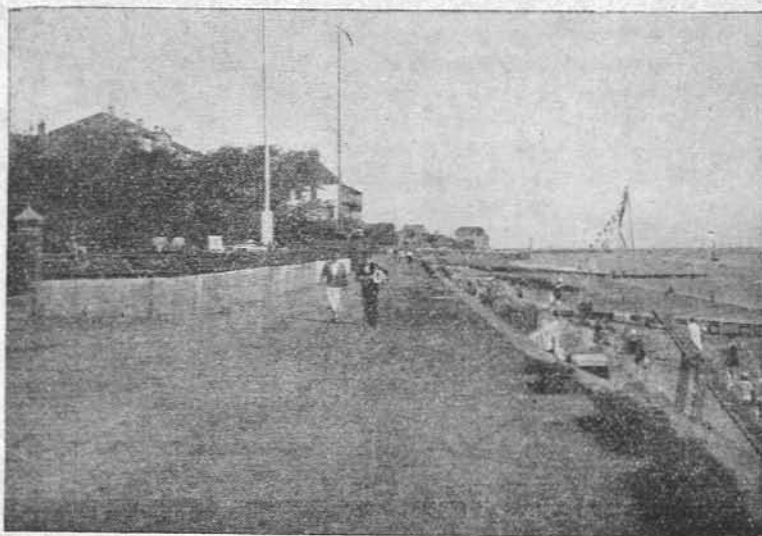
In meinem Schreibzimmer hängt ein Bild, das, so oft ich's ansehe, mir immer eine stille, inhaltreiche Predigt wird. Vor mir liegt das Meer in seiner majestätischen Schönheit, und aus den Wogen heraus wächst wie eine Gata Morgana ein schlichtes Kreuz. Das Abendglühen der untergehenden Sonne vergoldet Meer und Himmel und legt seinen Zauber auch über das stille Kreuz, das wie ein Zeichen von Gottes Frieden über dem Wasser schwebt. Und weil ich selbst mit meiner Familie einmal auf einer Fahrt übers Meer in arge Seenot geraten bin und das Brausen und Toben der sturmgepeitschten Wogen als die Stimme Gottes vernahm, dem Wind und Meer gehorsam sind, deswegen wird mir dieses Bild immer zu einer stummen, tief zu Herzen gehenden Andacht.

Was sind wir Menschenkinder gegen die Allgewalt Gottes. Wem es in enger, dumpfiger Stube daheim unter der Last des Alltags vielleicht verloren gegangen sein sollte, dieses Gefühl frommer Andacht vor Gottes Schöpfung, dem will ich's heute doch einmal ans Herz legen, daß er sich auf den Weg machen soll, dorthin zu reifen, wo das ewige Meer die Küste unseres Vaterlandes umspült. Das Herz wird ihm aufgehen, ob der Schönheit, die er dort schauen wird. Aber ich höre Euch schon, Ihr lieben Leser und Leserinnen: „Du hast gut schreiben,“ werdet Ihr sagen, „wer kann denn heute in dieser schweren Zeit auch noch Geld aufbringen zu einer Reise?“ Und ich muß Euch recht geben. Gott sei geklagt, daß immer weniger deutschen Landsleuten das ihnen im Blut stekende Reisen möglich sein wird. Um so begrüßenswerter aber ist es, daß wir gar segensreiche Einrichtungen haben, wie z. B. die Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime mit dem Sitz in Wiesbaden und andere, die durch eine besonders billige Unterkunft und durch allerhand Vergünstigungen versuchen, auch weniger Bemittelten Ferienaufenthalt im Gebirge oder am Meer zu ermöglichen. Es gibt erfreulicherweise in vielen See-

bädern jetzt derartige Einrichtungen und Heime, die sich natürlich auch immer eines guten Besuches erfreuen. Auch die Dampfschiffahrtsgesellschaften, unter ihnen vor allem die „Hapag“, der „Lloyd“ u. a. machen es dem reisenden Publikum heute so leicht als nur möglich, Seereisen für einen verhältnismäßig ganz billigen Preis zu unternehmen. Unsere Gebirgler, denen die Sehnsucht nach dem Meer begreiflicherweise besonders im Herzen wohnt, brauchen sich nur einmal selbst an die „Hapag“ zu wenden. Auf den St. Pauli-Landungsbrücken in Hamburg unterhält sie ihre Geschäftsstelle. Man zahlt dort einen geringen Betrag, um auf einem der schönen großen Hapagdampfer eine Seefahrt unternehmen zu können.

Welch ein freies Gefühl überkommt uns, wenn wir hinausfahren können in die weite Welt. Elbabwärts geht die Fahrt. Noch einmal grüßen die herrlichen Bilder des heimatischen Festlandes, Blankenese und wie die Ortschaften alle heißen. Bald aber schweift der Blick hinaus über die unendliche Fläche des Meeres. Wir passieren die Feuerschiffe und nehmen den Kurs auf Helgoland. Ein herrlicher Sonntag ist es. Die Fahrt macht viel Freude. Seeluft und Sonne bräunen die Haut. Jetzt spüren wir auch, wie eng und erdrückend es da drinnen in unserem Alltag war. Ferientage sind ja Sonntage, Tage voll Andacht und stillem Gebet, in denen wir uns so recht einmal selbst wiederfinden können, in denen wir empfinden, daß auch wir ein Stück Schöpfung sind, so schön, groß und geheimnisvoll wie das weite Meer um uns. Und dann empfinden wir auch, daß Steuermann nicht etwa nur der Mann da

oben ist, der auf der Kommandobrücke steht und das Schiff, auf dem wir fahren, lenkt und führt, nein, gerade wir, die wir ja einmal eine Fahrt bei Sturm und Wetter miterlebt, eine Fahrt, die so ganz anders war, wie die sonnige Fahrt heute über stillem Meer, — gerade wir wissen, daß Steuermann einzig



Am Strand von Westerland a. Sylt.



Helgoland mit dem Mönch.

und allein da droben Gott im Himmel ist, der unsere Seele mit Kurs nach hohen Zielen führt und wir sind ihm heute ganz besonders dankbar, daß er uns eine so schöne sonnige Fahrt erleben läßt.

Hei — wie das blinkt und in den Wellen blüht. Wie Senggoldtropfen sprüht oft hoch zu uns herauf bis ans Deck. Und dort — ein großer Amerikadampfer zieht still und majestätisch seine Bahn. Auswandererschiffale trägt er auf seinem Rücken. Wir wissen es, wieviel Herzeleid um die alte deutsche Heimat, wieviel stille Sehnsucht auch nach unbekannten Fernen er birgt bei den Menschen, die sich ihm anvertrauen. Aber die Welt ist groß und immer schön, wo Gottvertrauen unsere Fahrt begleitet und ginge es auch in fernes, fremdes Land.

Unsere Leser sehen im Bilde hier einige Dampfer der „Hapag“, die den Seebäderdienst versehen. Wohl uns, daß wir uns auf einem dieser Dampfer befinden, die aus deutschem Hafen nur auslaufen, um nach deutscher Insel uns zu bringen, daß wir nicht mit hinausmüssen in die Fremde, daß wir uns nicht auch eine andere Heimat zu suchen brauchen, wie die da drüben auf dem großen Amerikafahrer. Und doch ist auch in uns heute etwas Großes, etwas Neues. „Neuland“ — ist es nicht neues Land, ist es nicht das Sonnenland Orplid auch für uns, was da plötzlich vor uns aus dem Meere auftaucht?

Wie flüssiges Gold fließt die Sonne über roten Fels. — Das ist Helgoland — die alte, stolze Feste, die mitten im Meer Sturm und Wetter, die im langen Krieg dem Feind getruht. Beim Näherkommen erblicken wir auch den alten deutschen Kriegshafen, der heute geschleift — kein Stein mehr über dem anderen — vor uns liegt. Ein einsames Eiland mitten im Meer — ein Vorposten der deutschen Heimat grüßt uns unvergessen. Unsere Leser erblicken Helgoland hier auch im Bilde, doch kann kein Bild den Eindruck wieder erwecken, den Helgoland an diesem sonnigen Ferientag auf uns hinterlassen hat. Wir sahen auch das Leben und Treiben um Helgoland, sahen die Fischerboote, die Fahren und Rähne mit den fröhlichen Feriengästen und waren mitten unter dem Jubel und der Freude.

Und weiter ging die Fahrt, wieder hinaus aufs Meer, mit Bolldampf unserem Ziel entgegen — der Nordseeinsel Sylt — der Königin der Nordsee, wie sie sich nennt, obwohl sie weiß, daß sie doch nur eine sterbende Insel ist. Ja, sie weiß es, auch Königinnen müssen sterben. Und wie die See an dem harten Felsen von Helgoland stetig nagt und leckt, so hat sie auch mit jedem Jahr ein Stück vom Strand der Insel Sylt verschlungen.

So las man um die Weihnachtszeit in der Presse u. a. folgende Nachrichten über Sylt und den Hindenburg-Damm:

„Zu spät bedacht?“ Auf der Insel Sylt sind durch die Herbst- und Winterstürme sehr beträchtliche Schäden angerichtet worden, und es besteht nach einmütiger Auffassung aller Fachleute ernsthafte Besorgnis für den Bestand dieser deutschen Insel. Die Hochwasser und Springsfluten der Nordsee haben vor

Weihnachten und in der darauf folgenden Zeit den östlichen Ufergeländen furchtbar zugesetzt. Der sogenannte Ellenbogen der Halbinsel Vist im Norden der Insel ist den Sturmfluten fast völlig zum Opfer gefallen. Die Ursachen all dieser beträchtlichen Schäden werden von fachmännischer Seite in erster Linie dem neugeschaffenen Hindenburg-Damm zugeschoben. Dieses gewaltige Werk deutscher Technik, das im vorigen Jahr in Betrieb genommen worden ist, dient nämlich den einströmenden Wassermassen als Staudamm, da er sturftest und ziemlich hoch gebaut ist.

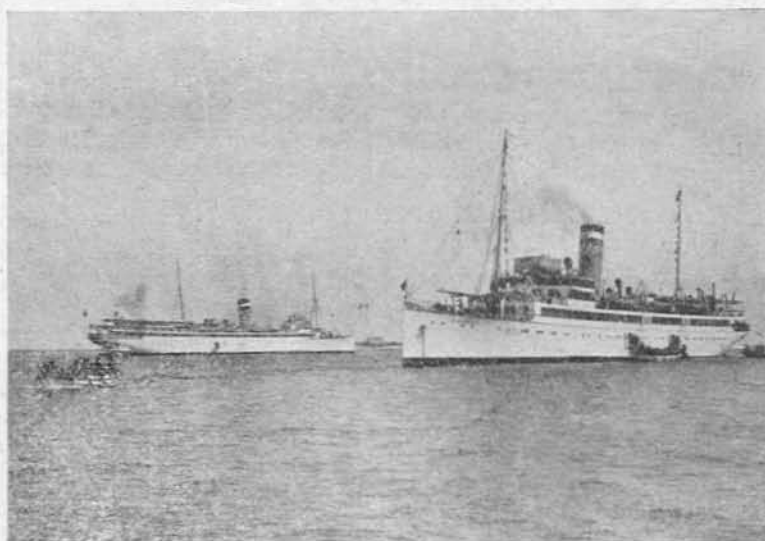
Die in der Sturmzeit in das Wattenmeer einflutenden Wassermassen haben durch den Hindenburgdamm keine Gelegenheit, wieder ungehindert abzufließen. Sie bedrohen in ständig wachsendem Maße die Insel Sylt, und es hat in diesem Winter bereits die ernsthafte Gefahr bestanden, daß die Insel an ihrer schmalsten Stelle durch das Wasser durchbrochen und zerrissen wird. Diese Gefahr wird immer bedrohlicher u. damit auch die Forderung immer nachdrücklicher, die von Fachleuten schon vor Beginn der Bauarbeiten für den Hindenburg-Damm aufgeworfen worden war. Sie

verlangten nämlich beim Bau des Hindenburg-Damms auch den Bau mehrerer Brücken als Zwischenstücke für den Damm, um bei Hochwasser den von Norden einströmenden Wassermassen nach dem Süden (also dem offenen Meere) zu einen Abfluß zu verschaffen. Die Kosten für die Verwirklichung dieser Pläne wären nicht viel höher zu stehen gekommen, und die Gefahr einer Vernichtung der Insel wäre gebannt worden. Ob sich das Reich noch nachträglich bereitfinden wird, die geforderten Verbindungsbrücken errichten zu lassen, erscheint bei der bedrohlichen Kassenlage sehr unwahrscheinlich, sodaß man also ernstlich um den Fortbestand der Insel Sylt fürchten muß.“

Doch nun zurück zur Schilderung unserer Ferienfahrt. In Hörnum, dem einzigen Anlegeplatz auf Sylt, gehen wir an's Land. Die folgende Bahnfahrt durch das Dünenland nach Westerland macht uns mit dem eigenartigen Charakter der Insel vertraut. Bald sind wir am Ziel und erleben frohe Ferientage auf Sylt, so froh, wie all die Menschenkinder, die unsere Leser auf den Bildern erblicken, die wir von dem Nordseebad Westerland heute

veröffentlichen. Die Kurverwaltung von Westerland ist bemüht, den Gästen den Aufenthalt so angenehm wie nur möglich zu machen. Weswegen sollte ich aber hier all die Geheimnisse verraten, die wir dort am Meer erlebten. Wenn es nur einigermaßen möglich wird, in diesem bevorstehenden Sommer eine Ferienfahrt zu unternehmen, der suche die wunderbare Insel im deutschen Meer selbst einmal auf. Sie lohnt es ja tausendmal jedem einzelnen Gast, der zu ihr kommt, — lohnt es ihm im immer wechselvollen Bild der See, lohnt es ihm am sonnigen, warmen Tag und lohnt es in stiller Nacht bei dem seltsamen Zauber des Meerleuchtens, — lohnt es ihm in tausend frohen Schätzen, — denn sie ist ja so reich, ist ja die Königin der Nordsee.

S. S.



Seebäddampfer der „Hapag“.



Strandpromenade in Westerland a. Sylt.

Nooch'n Feierabend



Endlich wiedergefunden, — ze Aftern!

Von Paul Serlikfy.

Seit drzehlt iech amool a Geschicht, die maning a wing ze nahnt gieh ward. 's is also a arnste Erzehling, die ihr ihe härt un iech gelaab, se ward eich aa gefallen. Die erzgebirgischn Geschichtn, die ihr bis ihe in dr Zeiting gelaasn hat, warn alle-mool zun Vachn, ower heit ward'r wuhl a klaa bissl heiln müßn. Ower drwaang braucht'r ihe noch nett azefange ze heiln.

Die Geschicht hoot sich amool vor a paar Bahrn huhn bei uns in änn gräßrn erzgebirgischn Ort ogespielt; iech will ower dann Ort nett vrootn. Su, nu känn't'r eich drweile a neiwachsn Schnuppstichl zr Hand nahme, odr wenn'r faans hat, nahmt'r ne Schürznzippl, dar gieht aa. Blus faa sette Schürz, die ebb'r ofärbt, finst friecht'r blaue Mang un a schwarze Noof, 's kimmt nu drauf aa, wie de Schürz sieht.

Also in dr Zeiting schtand amool a Inserat un dos hieß: „Alleinstehender Herr, Mitte 50, sucht eine ältere, unbescholtene Dame, möglichst gleichen Alters, zur Führung seines Haushaltes. Ernstgemeinte Angebote unter „Reelle Sache“ an die Expedition dieser Zeitung.“

Dos Inserat hat de Hildmann-Martha aa gelaasn. Se iewrlegit, — se tat's noch amool laasn, — nahm de Zeiting un ging hie in de Expedition. Dort ersuhr'sche ne Ort, Schtrooß un Hausnummer, un aa ne Name vun dann Maa. Dar Maa hat sich natierlich — aus gewissn Gründen — änn annern Name zugelegt, wos de Martha nett wußt.

Noochmittog zug se sich äwing orndlich aa un machet hie, wu dar Maa wuhnet. Wie se dort akam, trot se do vür dann Haus. Ihr Harz hoot gepocht bis zun Zrschprunge. Se loff de Schtrooß a paarmol auf un niedr un iewrleget, wie se's mach'n sellt. Weil nu de Martha ah allaa war, hat se Unn'r-kunft bei ihrn Brudr gefundn, un do hat se's sehr schie. Se hat also gar känn Grund, sich ze vrännern, denn se war nett bluß von ihrn Brudr garn gesehe, aa ihr Schwägern un de Kinnr hatt'n se garn . . .

Also, de Hildmann-Martha hat aa amol Glick 'rchofft. Un 's war dozemol — vor fimfzwanzig Bahr — aa an änn schinn Ufsterfonnohnd gewaasn, genau wie ihe. Ower dr sieße Traam war zu fig ze Wasser worn. Ihr Vater hat seinerzeit dann gunge Schlosser — dar um dr Martha ahalten tat — höhnisch de Tür gezeigt. 's beschtand zwischn die zwää Altn a lang-gahrige Feindschaft, un aus dassin Grund durft de Martha ne Kurt nett nahme. Aus grußn Harm wur de Martha frant un kriechet a schwar'sch Nervenfiwer. Un wie se wieder halb-waags gesund war, hoot dr Kurt mit schwaarn Harzn vun fänn Marthl Abschied genumme, — Abschied amende fir immer — un is nays in de weite Walt.

Zwanzig schware, lange Bahr loong nu drzwischn, un in dare Zeit warn aa ihre Eltern geschtorb'n. In sich gefährt, un an all'n teilnahmslus, hat de Martha die lange Zeit bei ihrn Brudr vrlabt. Un wos dar 'r ze Gefalln tue kunnt, dos hoot'r gemacht. De erschte Zeit hoot'r mannichsmool sei Sorg um seiner Schwester gehatt'; ower mit dr Zeit tat se dos ufaß-bar Schwaare doch iwrwindn. Un trokdam, doß se's iwr-wundn hat, hat se nie a Befriedigung un fiehlet sich einsam un iwrflüssig.

Ower wie se dos Inserat gelaasn hat, war 'rsch, wie wenn a grüße Offnbarung iwr ihr kumme war, un zögernd schtand se immer noch vor dann Haus. Ihr Harz schlug vor grüße Aufregung un dr kalte Schwaach schtand'r uff dr Schtir.

Sollt se's dä wirklich woong? Sollt se ihrn Brudr dos atue, dar a su gut mit ihr war? Ower a innere Schtimm ar-mahnet se: „Vorwärts!! Drham vormißt diech niemand. Do hinne findste dei Befriedigung un dei Glick!“ Un kurz entschlossen machet se nei un klinglet an dr Vorfaaltür. A alte Fraa mit ziemlich graae Haare machet auf un freget, wos ihr Wunsch wär. Wie nu de Martha ihr Alieng vürgebracht hat, mahnet die Fraa: „Dos ward wuhl wenig Zwack hohm. Sie sei sie die zweezwanzigste, die afreegt. Ower iech fa's amol soong!“ Die alte Fraa machet nei un nooch a paar Minuten kam se wieder un saht: „Se selln nār amol neikomme.“ De Martha machet mit dar altn Fraa met nei un in dann Maa fänn Zimmer. Dar Maa soß an Tisch un mit'n Buckl nooch dr Tür. 's war a ziemlich grüße, schtarfr Maa un drehet sich nār a klaans bissl rüm, wie de Martha neitrot un freeget mit'r freindling Schtimm: „Hoom Se aa Papiere?“ (Trokdam 'r die viel'n Bahr in dr Walt war, hatt'r frei an unn'rer Mutter-schproch gehalt'n.) Wie de Martha dos häret, 'rschroft se un saht mit zitttrigr Schtimm: „Papiere ho iech nett; iech war bis heit bei männ Brudr.“

„Sonderbar!“ lachet dar Maa auf. „Gefällt's Ihn' dä nimmer bei Ihrn Bruder, mei Fräulein — oder Frau?“ „Fräulein, bitte! — Mei Name is Martha Hildmann!“

Wie dar Maa dann Name häret, fuhr 'r uff fänn Schtuhl ganz drschroden rüm un schtarret dos Weibsn mit grußn Mänge a, un ganz außer sich, machet'r su laut uff dr Martha zu, doß'r bei darer Gelaanghät gleich fänn Schtuhl umhaaet un im nächstn Mangelblick hatt'r dos fassingsluse Weibsn in fänn Arme.

„Martha! Liebe Martha! Du labst noch?“ kam's wie a Jubelruf vun fänn Lippn. Eiskalt iwrliet's de Martha un halb in Ohnmacht gefalln, lahnet se an ihrn wiedergefundne Geliebten. „Kurt, du bist's?“ saht se mit geschlossene Mänge — „wie is dos möglich! Du fiehst doch änn falsche Name!“ Un langsam fiehret 'rsche hie uff's Schäßlong. „Ja, mei Harz, dann Name hob iech driem in Amerika gefiehet un hatt'n aa wätt'r behalt'n, wenn iech diech nett wiedergefunden hätt'. Awer soog amol, wie kimmst du dä drzu, Schtelling ze suchn? Is dir'sch schlacht gange?“ „Naa, Kurt! — Wie iech drzu kam? Denk, 's is a Fügung von liebn Gott. Weil iech obr nu wäß, doß du noch an Laab'n bist, un doß iech diech gesehe ho un dir'sch gut gieht, bie iech zefriedn!“ Se schtand langsam auf un wollt giehe; obr se gucket ne Kurt noch amol wehmütig mit feichtn Mänge a un redet wäter: „Obr die Schtell in dänn Haus fa iech natierlich nett ahnahme.“

„Dos wär auch noch schänner,“ — lachet dr Kurt lustig auf — „ob'r als mei Fraa, — mei wiedergefundns Kleinod, will iech dich aufnahme!“ „Laß doch, Kurt,“ — saht se mit schmartzling Vachn — „dos is nu — ze schpeet!“ „Zu schpeet, Marthl? — Rie! Wenn mr mitenanner a alt wor'n sei, 's Harz is doch gung gebliebn — un de alte Treue, die mr uns domols geschworn hob'n. Dr is ebb'r annerst worn?“ freeget unner änn wehmütig Druck dr Kurt. „Naa, Kurt! Iech bie dieselbe noch — un aa nett. Sah miech a, mei walts Gesicht un die graue Haar, dos alles paßt nett ze dir!“ gob de Martha wieder zr Antwort. „Arms Lieb,“ — saht traurig dr Kurt un leget fänn Arm wieder um dr Martha — „hast de su sehr um miech gelitt'n?“ „Ja!“ — saht weinerlich de Martha — „mir wär'sch domols wie schtarb'n, als iech drfuhr, doß du in de Walt gange wärscht.“ „Liebe, gute Martha, orgab mir! Odr sollt iech dä uff dänn Vater fänn Tud wartn? Naa, reich wollt ich warn un wollt dich von dänn schtolzn Vater ozwingen,“ saht dr Kurt, un 'r lachet bitter auf. „Freilich, lang, sehr lang hat's gedauert, eh' dos Glick ze mir kam. Wos ich alles gelitten hab — frog nett drnoch. Awer „Durch“ war mei Parole. Un wenn ihe dei Vater noch am Laab'n wär — —“ Saalig un glicklich gucket'r dr Martha in ihre feichtn Mänge. „Ich hab dich gesucht un —

gefunden. Un nu willst du mich nimmer hohm? Is dos dr Lohn von meiner Treue?" De Martha fing a langsam ze heiln, un saht zu ne: „Täusch dich nett, Kurt, iech bie alt un haßlich worn. Du findst leicht a annere.“ „Aber dos will iech nett; — tat'r laut aufjubeln — „dich allaa will ich! Su, wie du selber spogst, mit walfn Gesicht un graue Haare un mit dänn — goldigen Harz. Sog mrsch, Marthl, willst du?“

Glücklich gucket se zu ne ins Gesicht un saht ganz sachte. „Wenn du denkst, Kurt, — ja —!“ „Martha, liebe, gute Martha! Du — du willst? Obr ihe hie zu dein Bruder!“ un 'r gob seiner Wiedergefundnen änn harzhaften Schmah.

Wie se hie ze ihrn Bruder kame, freeget dar: „Wu kimmste har, Martha?“ S wur rut bis hinnern Ohrne un saht: „Jech hob mieh vorhin vrlöbt!“ „Wos? Martha? Vrlöbt?“ sogt ganz erschtaunt ihr Bruder — „bist du —?“ — „vrrückt nett, aber glücklich.“ — tat dr Kurt dann Satz vollendn un trot aus'n Brschted vir. „Kennst du mich nimmer, alter Junge!“ — saht dr Kurt un reichet dr Martha ihrn Bruder de Hand. Inn Langblich schtand ihr Bruder wie eigewurzelt, nochert tat'r seine Arm ausbraat'n un schrier aus voller Brust: „Kurt, mei Harzensfreund! Sei mr willkommen, tausendmol willkommen!“

Un zr Martha saht'r: „Martha, dos is dei 11stergeßent!“

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt.

Brandkatastrophe in Oberwiesenthal.

Auf dem Häbeleberg in Oberwiesenthal wütete, wie die „D. Z.“ bereits eingehend mitteilte, am zweiten Osterfeiertag abends in der 6. Stunde ein Großfeuer, dem vier Häuser zum Opfer fielen. Da es sich um alte Fachwerkbauten handelte, die stark mit Holzwerk durchsetzt waren, fand das rasende Element schnelle und reiche Nahrung, sodaß nicht viel zu retten war. Es war gegen 17 Uhr, als in der Stadt Feueralarm geblasen wurde. Rauchwolken vom Häbeleberg her kündeten die Brandstelle an, die in einem Teil Oberwiesenthals lag, der unter Freunden des Heimatlichen wegen seines gebirgisch-alten Baustiles bekannt und beliebt war. Interessante Heimat Häuser wurden dort vernichtet. Schnell züngelten die Flammen von einem Bauwerk zum anderen hinüber. Obwohl die Weh-



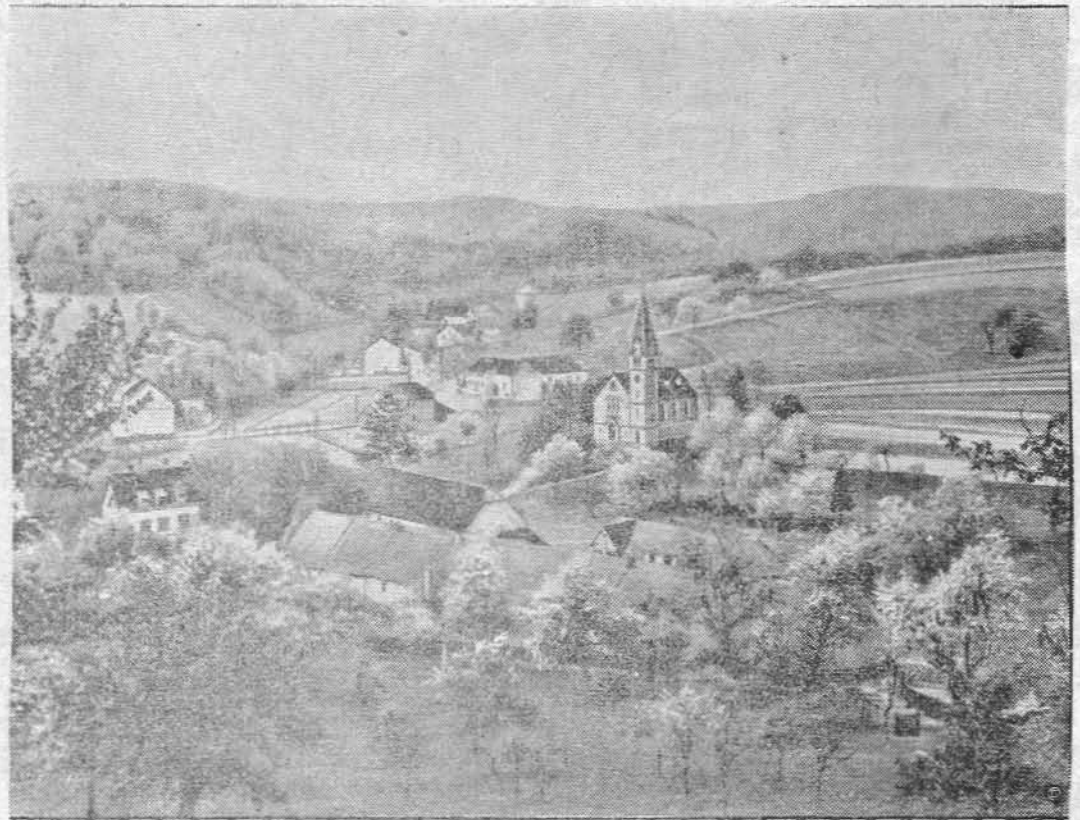
Aufn. „Helios“, Oberwiesenthal.

ren von Ober-, Unter- und Hammerunterwiesenthal, sowie von Böhmisches-Wiesenthal das Feuer bekämpften und Motorspritzen zur Stelle waren, konnte nichts von den Bauwerken gerettet werden. Bis auf die Umfassungsmauern wurden die vier Gebäude eingestürzt; nur ein allerdings erheblicher Teil der Wohnungsgegenstände der nun obdachlos gewordenen 6 Familien konnte geborgen werden. Mitleidige Nachbarn nahmen die Opfer der Katastrophe mit ihren vielfach zahlreichen Kindern bei sich auf; andere wurden in der alten Schule untergebracht. Die Gebäude waren über hundert Jahre alt, in ihnen wohnten früher Bergleute.

— Eine große Menschenmenge wohnte dem Feuer bei. — Wir haben diesen Darlegungen ein Bild von dem Großfeuer beigefügt, das eine ausgezeichnete Aufnahme darstellt.

Französische Offensive gegen den Warndt.

Nicht genug damit, daß die französischen Randzehen in Lothringen unter der Landesgrenze hinweg in die saarländischen Fettkohlenstöze vorstoßen und dort seit Jahren einen Raubabbau allergrößten Stils betreiben, hat die Gesellschaft „Sarrel Moselle“ auch die Absicht, ein zwanzig Hektar großes Gelände im Warndtgebiet von der Regierungskommission zu erwerben, um dort Sand als Füllmaterial für ihre lothringischen Kohlengruben zu gewinnen. Die Verhandlungen mit der Regierungskommission sind bereits im Gange. Da der Warndt eins der größten geschlossenen Waldgebiete Deutschlands und einen Naturpark im wahrsten Sinne des Wortes darstellt, ist die Erregung der Bevölkerung über die geplante Zerstörung sehr groß. Unser Bild zeigt eine malerische Ecke aus dem bedrohten Warndtgebiet. Im Hintergrunde die riesigen Waldungen.

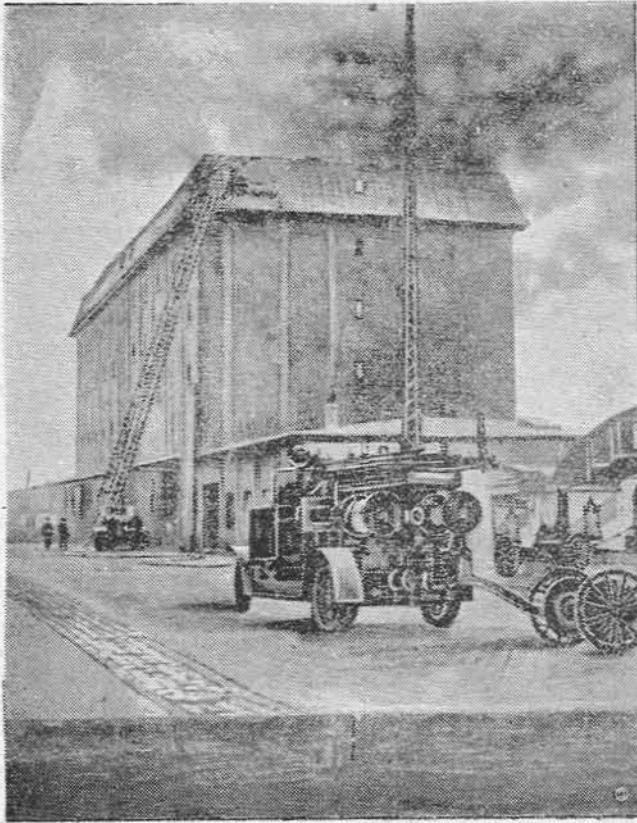




Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

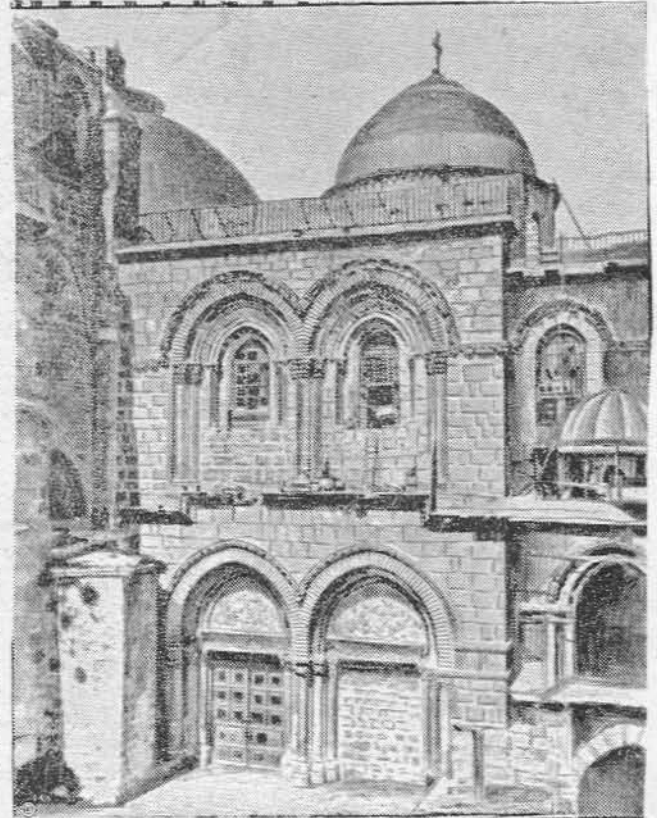
Nr. 18. — Sonntag, den 27. April 1930.

Bilder aus aller Welt



Das Leipziger
Kühlhaus
ausgebrannt.

Im Dachgeschoß des Kühlhauses der Reichsbahn in Leipzig brach ein Feuer aus, das an den großen Torfmüllvorräten, die zur Kühlung verwandt werden, reiche Nahrung fand. Die Flammengarben schlugen haushoch in die Luft, und gewaltige Rauchschwaden wälzten sich nach Osten. Die außerordentliche Hitze und der starke Wind machten die Bekämpfung sehr schwierig. (Bild links.)

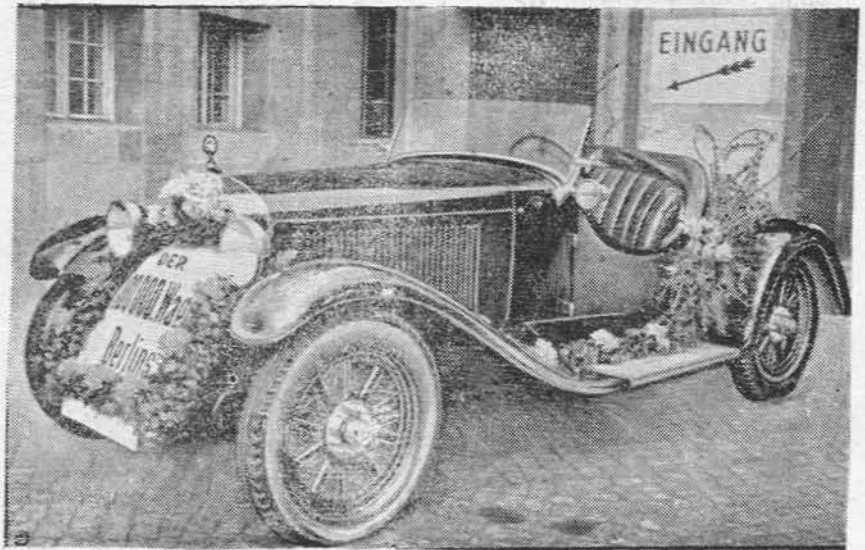


Kämpfe um die Grabeskirche.

Vor der weltberühmten Grabeskirche Jerusalems (unser Bild oben rechts) kam es zu wüsten Prügeleien zwischen koptischen und römisch-katholischen Mönchen, deren Anlaß ein Kruzifix bildete, das die Kopten, den bestehenden Abmachungen entgegen, in die Kirche brachten, was die katholischen Mönche nicht zulassen wollten. Während der Zusammenstöße wurde der das Kruzifix haltende Priester zu Boden geschlagen. Polizei mußte eingreifen, um die Kämpfenden zu trennen. Infolge des Vorganges wurde den Kopten vorläufig das Betreten des Gotteshauses verboten.

Statistik im Bilde.

Auch in Deutschland bürgert sich der Kraftwagen als Verkehrsmittel immer mehr ein. Dieser Tage ist in der Reichshauptstadt der hunderttausendste Personenkraftwagen amtlich zugelassen worden, ein Anlaß, den Jubiläumswagen festlich mit Blumen zu schmücken.



Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's

Wahre Geschichte aus verfloßener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(14. Fortsetzung.)

„Na, ja, jetzt ist's doch zu was nütze,“ entgegnete Dohauer, seinen Jagdranzen aufziehend. „Wenn ich nun keine Feilen bei mir hätte, he, was dann? Halt ja's Maul, Herzog. Heute bin ich ordentlich auf meine frühere Profession stolz. Gott erhalte alle Feilenhauer und alle ehrlichen Kerls, die sich ohne Privilegium ihr Stück Wild im Forste schießen, wie unser einer. Na, ich denke, jetzt haben wir den rechten Kerl erwischt, der die Reviere hier herum wie seine Tasche kennt. 's ist uns verflucht lahm gegangen bisher. Bei uns im Böhmischen ist nichts mehr zu machen, das Wild ist wie weggefangen, alles nach den sächsischen Revieren herüber . . . und hier stehen wir, weil wir das Terrain nicht genug kennen, wie die Ochsen am Berge. Den Teufel auch, sie spaßen hier in Sachsen nicht, wenn sie unser einen beim Krage nehmen können. Ich habe keine Lust, mich auf dem Baue mit Reineisen und der Karre zu kultivieren. Solchen Spaß kann kein rechtschaffener Kerl vertragen, ich wenigstens nicht. So haben wir denn lumpig genug hingeklappert bis jetzt. Fett sind wir dabei nicht geworden, und ich habe schon zu Herzogen gesagt, wenn unsere Freijägerei so schlecht lohnt, gehe ich wieder nach Klösterle zu Meister Pögel als Feilenhauer zurück. Aber jetzt wird's anders werden, Heideldumdeil! Na, halt' die Hand her, Stülpner, ich werde Dir den Schmuck abfeilen.“

Während Dohauer an die eben nicht leichte, wenigstens langweilige Arbeit ging, erzählte Herzog von den großen und kleinen Abenteuern, die sie während Stülpners Abwesenheit erlebt hatten. „Wild gibt's die Hülle und Fülle,“ schloß er seinen Bericht . . . „aber die Leute fehlen, welche es uns abkaufen. Wir sind zu unbekannt und man kann auch nicht allen trauen. Wie leicht könnte sich so ein Schuft finden, der es uns so wie Dir machte, und uns verriet!“

„Jetzt bin ich wieder bei euch, Kameraden, und nun soll eine Tätigkeit beginnen, daß den Forstbeamten ein Schreckfieber durch die Glieder schlägt!“ rief Stülpner. . . „ins Große müssen wir das Geschäft treiben, die Reviere sind unser von Gottes und Rechts wegen. In Zeit von einem halben Jahre darf sich kein Forstmann mehr in den Wald wagen aus Furcht vor uns. Donner und Wetter, ich bin gerade in der Laune, im Sturmschritt gegen alle Schranken des Gesetzes zu marschieren. Die Leute haben das an mich gebracht, und ich bring's ihnen wieder mit vollen Zinsen ein.“

Herzog sagte: „Na, das ist doch einmal wieder eine vernünftige Aussicht für die Zukunft. Bis jetzt war's rein zum Teufel holen, keinen Verdienst und sich obendrein herumdrücken müssen, daß sie uns nicht auf's Korn kriegten. An Zuwachs wird's uns dann nicht fehlen, wenn es nur erst bekannt wird, daß Du wieder da bist und mitust, aber freilich jetzt hatte kein Satan Lust, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen.“

Dohauer hatte aus Leibeskräften geseilt, daß ihm der Schweiß übers Gesicht in großen Tropfen lief.

„Diese Schweißtropfen vergesse ich Dir nie, Kamerad,“ sagte Stülpner, ihm mit der Hand über die feuchten Wangen fahrend.

„I, rede doch nicht von der Kleinigkeit, die ist ja garnicht erst zu erwähnen,“ entgegnete Dohauer. „Ich wäre ja der miserabelste Kerl von der Welt und nicht wert eine Büchse abzuschließen, wenn ich nicht die paar Feilenstriche für einen so rechtschaffenen Kameraden, wie Du bist, tun wollte.“

Endlich fiel die Handfessel durchseilt zu Boden.

„Ich bin frei! Huffah, ich bin frei!“ jubelte Stülpner, beide Arme über Kopfhöhe emporstreckend, was er so lange Zeit der Kette wegen nicht hatte tun können. Wie im Rausche riß er den Dohauer in seine Arme und herzte und küßte ihn. Dann sprang er zu Herzog hin und schloß den an sein Herz unter dem Rufe: „Kamerad, ich bin frei, frei! O, ich möchte es durch alle

Wälder schreien: Ich bin frei! Frei wieder wie das Wild unter den grünen, schützenden Bäumen im Forste. Ach, nur der weiß, was Freiheit ist, der wie ich so lange Zeit ein armer Gefangener war. Ich werde nun meine gute alte Mutter und meine Marie wiedersehen . . . Beide . . . Beide, die mir das Liebste auf der Welt sind.“

Eine halbe Stunde später hatte der ehrliche Dohauer auch die Fußfessel durchseilt und Stülpner fühlte sich nun ganz von seiner Fessel unbehindert; Tränen der Freude fielen ihm aus den Augen. „Borge mir Deinen Hirschfänger, Kamerad,“ sagte er zu Herzog . . . „dieses Zeichen der Knechtschaft, der Hilflosigkeit eines nun freien Mannes darf den Wald nicht länger sehen, als gerade Zeit dazu gehörte, ihn desselben zu entledigen. Ich will sie vergraben für immer.“

„Ja, das ist das Gescheiteste,“ stimmte Herzog bei . . . „Weg mit dem Zeuge, daß die liebe Sonne kein Aergernis daran nimmt.“

In wenigen Minuten war die Kette nebst den durchseilten Handschellen aus dem Gesichtskreise in ein Loch verschwunden, welches wieder mit dem aufgeworfenen Boden ausgefüllt und von ihnen festgetreten wurde. Dann streckte sich Stülpner, fesselfrei, neben dem Feuer hin. Der Morgen war ziemlich kalt, aber er fühlte nichts davon. Die Freude, sich frei zu wissen, goß ihm eine Feuerglut durch alle Adern und als die herbstliche Sonne ihren ersten Kuß auf die Wipfel der hohen, die Waldblöße eingrenzenden Bäume warf und diese in dem goldenen Licht zu erglücken schienen, da rief er fröhlich zu dem Sonnenscheine:

„Grüß dich Gott, liebe Sonne, du siehst mich wieder als freien Menschen!“

Fünftes Kapitel.

Eine Hochzeit.

Mehrere Wochen später lagerte in einer Sonntagsnacht ein wildes Wetter über der Gegend von Scharfenstein. Der Herbst hatte, wie das in jenen Höhengegenden sehr zeitig der Fall zu sein pflegt, der Natur den frischen grünen Kranz geraubt und die Herbstspuren verdrängten übermächtig alles fröhliche Leben auf den Feldern. Ein ortonartiger Sturm tobte so furchtbar einher, daß manch stolzer Baum niederprasselte und die Forsten an ihren Säumen bedeutenden Windbruch erlitten. Dazu graupelte es eilig nieder. Jedes lebende Wesen suchte in diesem nächtlichen Unwetter ein schützendes Obdach. Mit Einbruch des tiefen Dunkels, das gleich einer undurchdringlichen ägyptischen Nacht die ganze Scharfensteiner Gegend einhüllte, trat der Stülpner-Karl noch in seinem weißen Soldatenkittel aus dem Walde hervor, wo sein väterliches Häuschen stand.

Das Herz schlug ihm hörbar in der Brust. Nach langer Zeit stand er wieder hier auf dem Boden, wo er als Knabe einsam gespielt hatte, welcher Zeuge seiner schuldlosen Kinderfreuden und seines Heranreifens zum kühnen, unternehmenden Manne gewesen war. Er sah sich hier, wo zwei teure Herzen ihm schlugen. Aber als Flüchtling stand er hier. Das Vaterhaus durfte ihm keinen Schutz als höchstens für wenige Nachtstunden bieten. Er glich dem vom Jäger verfolgten Wilde, das immerdar von seines Verfolgers Kugel bedroht ist. Um das ihn so übermächtig ergreifende Gefühl eines so schmerzlichen Bewußtseins, ein von den Gesetzen der Welt Verfehmter zu sein, aus seinem Herzen zu drängen, ging er rasch auf sein kleines Vaterhaus zu, welches er in dem tiefen Dunkel nur durch dessen noch viel dunklere Umrisse unterscheiden konnte. Da war alles stockfinster, die tiefste Ruhe herrschte in dem kleinen unansehnlichen Gebäude, dessen Läden vor den Fenstern fest geschlossen waren. Mutter Stülpner hatte sich zur Ruhe begeben.

Was sollte die alte Frau auch in ihrer Abgeschiedenheit Besseres tun? Der Schlummer ist der Freund der Armen, ihr bester Tröster und Wohltäter.

Karl hatte auf seiner Flucht von der Kompagnie allerdings den Plan gehabt, sich nach Scharfenstein in sein Vaterhaus zu begeben, denn wenigstens fand er daselbst die Werkzeuge, um sich von seiner Hand- und Fußschelle zu befreien und das war in seiner Lage die allen anderen Rücksichten vorangehende Notwendigkeit. Aber das Wiederfinden seiner Kameraden veränderte sogleich dieses Vorhaben. Er kalkulierte sehr richtig, daß die Militärbehörde, um seiner wieder habhaft zu werden, nicht veräumen werde, ihn bei seiner Mutter in Scharfenstein aufsuchen zu lassen. Hatte die Mutter ihn wirklich nicht gesehen, konnte sie das mit gutem Gewissen beschwören, im Gegenfalle würde die alte Frau sich durch ihre Verwirrung bald veraten und dadurch sich selbst in große Unannehmlichkeiten gestürzt haben.

Um das zu vermeiden, fand es Karl für das Ratsamste, sich fern von Scharfenstein zu halten, so wehe ihm auch das tat. Heute, nach Verlauf von drei oder vier Wochen, konnte er es wagen, sich hier einzufinden. Und daß in dieser Nacht ein solches wildes Wetter tobte, war ihm Bürgschaft für seine Sicherheit.

Er klopfte stark an den Laden des Fensters, welches zu der Schlafkammer gehörte. Nach längerem Klopfen hörte er drinnen rufen: „Jesus, was ist denn?“ Nur durch anhaltendes Klopfen konnte er die in Schreck und Angst versetzte Mutter dahin bringen, sich an den geschlossenen Laden zu wagen, wo sie ihn endlich durch seine Stimme erkannte und, nachdem sie Licht gemacht hatte, ihm die Tür des Häuschens öffnete. Das war ein Wiedersehen! Die gute alte Mutter weinte so sehr, daß sie lange Zeit nicht fähig war, zu sprechen und Karl geduldig warten mußte, bis sie so weit wieder Fassung erlangt hatte, ihm auf seine Frage antworten zu können.

„Ach, mein armer, unglücklicher Karl!“ jammerte sie... „Was hast Du gewagt! Du bist entsprungen... o mein Herrgott, hättest Du nur das nicht getan, nur das nicht. Das bringt ja erst alles Unglück über Dich.“

„Mutter, entsinnst Ihr Euch auf den Fuchs, den Vater...“
 „'s war in seinem letzten Lebensjahre... gefangen und bei uns an die Kette gelegt hatte? O, darauf besinnt Ihr Euch gewiß noch. Nun, eines Morgens blieb uns das leere Nachsehen, der Fuchs hatte sich von der Kette, auf Gott weiß was für Art, losgemacht und war entflohen. Mutter, das war ein Tier und suchte seine Freiheit wieder zu erlangen, trotzdem es bei uns sein Futter bekam und nicht einmal dafür sorgen durfte. Und Ihr meint, ein Mensch soll sich nicht nach Freiheit sehnen, nicht aus dem Gefängnis entfliehen! Ich habe es getan und bei Gott, Mutter, ich rechne mir es für keine Sünde an. O, Ihr wißt gar nicht, was das heißt, gefangen sein, Ihr wißt es nicht, nur der, welcher in diesem Unglück sich befand, der kennt es. Wahrhaftig, Mutter, wenn ich in der nächsten Stunde sterben sollte, auch nicht die geringste Spur von Reue sollte mir meiner Flucht wegen das Herz beschweren. Doch genug davon. Ich bin da, sehe Euch wieder und Ihr mich... das ist genug. Grüß Euch Gott, liebe Mutter.“

Die alte Frau, im Innersten ihres Herzens froh, ihn wiederzusehen, reichte ihm die Hand und sagte: „Du weißt's wohl, Karl, das niemand Dein Glück mehr will, als ich, Du bist ja mein Sohn und die einzige Seele, die ich noch auf Erden mein nenne. Meine Furcht und Angst mußst Du mir nicht verdenken. Du lieber Gott, man stellt sich alles tausendmal schlimmer vor, als vielleicht die Sache wirklich an und für sich ist. Sag' mir um Himmelswillen, wo bist Du denn die Zeit über nach Deiner Flucht gewesen?“

„Bei guten Freunden,“ antwortete der Gefragte.

„Karl, Du wirst doch nicht...“

„Mutter, fragt mich nicht um Dinge, die ich nicht beantworten kann aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht will, daß Ihr, wenn Euch jemand fragt: Wo ist denn Euer Karl?“

Was treibt er denn?, wegen mir eine Lüge sagen sollt. Eins haltet fest, Mutter, und macht Euch das zum Troste: Euer Karl wird nie seine Hand zu einer schlechten Tat reichen. Ihr kennt mich, ich bin kein Schelm, dem's Prahlen zur zweiten Natur geworden ist. Mein Wort ist wahr, denn ich halte die Lüge für die größte Schande des Mannes.“

„Das weiß ich, Du bist ein rechtschaffenes Herz, Karl; aber was soll denn nun geschehen? Hier bleiben kannst Du doch nicht.“

„Will ich auch nicht, sondern ich kam nur her, um mein Jagdzeug und meine Pilsche zu holen, Euch zu sehen und von Euch etwas über Marie zu hören.“

„Von Marie?“ rief die alte Frau erstaunt, die Hände zusammenschlagend. „Du mein Herrgott, davon weißt Du nichts, daß sie heute Hochzeit mit dem Thumer macht.“

Das gesunde braune Gesicht Stülpners erbleichte so plötzlich, daß er so fahl und bleich wie eine Leiche wurde. Er schien allen Halt in sich verloren zu haben, denn er taumelte wie im Rausche an die Wand und starrte planlos vor sich hin.

„Ach, mein Heiland! Karl, was ist Dir denn?“ schrie die alte Mutter im höchsten Schreck, als sie diese Veränderung bei ihrem Sone sah.

„Nichts, Mutter, nichts... Ich habe nur etwas verloren, was ich nie mehr finden werde.“ Mit diesen Worten warf sich Karl auf die Bank und drückte das Gesicht auf seine beiden auf den Tisch gelegten Arme nieder. Ein so kräftiges Gemüt wie er besaß, überläßt sich nicht weibisch dem Kummer. Bald richtete sich Karl wieder auf und ging mit großen Schritten auf und nieder. Vergebens redete die Mutter zu ihm, er hörte nicht auf sie. Als er stehen blieb, schrie er laut, daß es in der Stube wie dumpfer Donner hallte: „Sie hatten mir schon viel genommen, viel, ich war vogelfrei geworden, ein Wild, auf das sie Jagd machten; aber daß auch Marie nun mir entrisen ist, das ist ein Todesstoß für mich. Doch daran sterbe ich noch nicht... nein, nein, ich sterbe nicht daran, ein anderer muß daran glauben. O, ich schieße auf's Blatt und der Bock stürzt tot zusammen. Was, die Kunst sollte ich umsonst gelernt haben? Bei allen Teufeln, nein! eine Kugel dem Schurken durchs Herz und in seinem Leben nie wieder versucht er es, seiner Bosheit durch das Unglück anderer zu fröhnen. An mir hat's der Schurke überreichlich verdient. Gleich meine Büchse geladen... ich will ihm ein fröhliches Hochzeitsmahl segnen.“

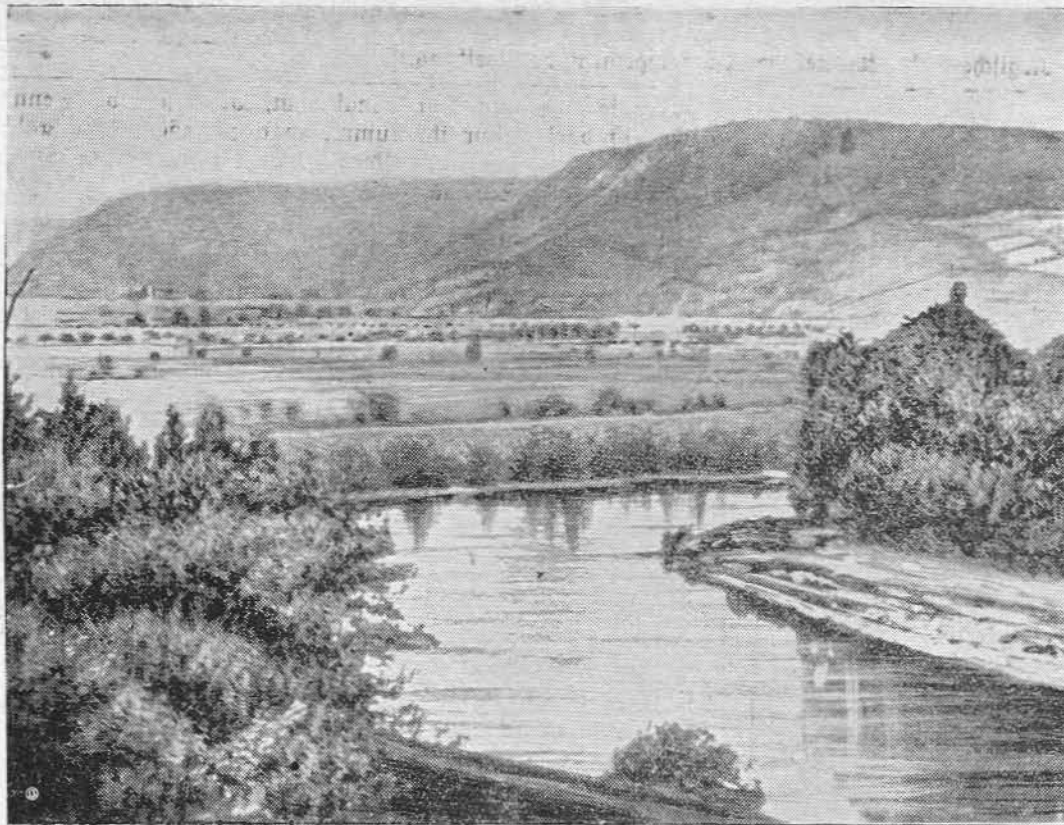
Die Mutter in voller Todesangst um des Entsetzlichen willen, das ihr Sohn sich vorgenommen hatte, warf sich ihm in den Weg, sie umklammerte niedergesunken seine Kniee, er konnte nicht von der Stelle, er hätte sie denn mit Gewalt von sich stoßen müssen. Dadurch allein gelang es ihr, ihn wenn auch nicht zur Ruhe, doch zu einiger Besinnung zu bringen. Sie redete ihm alles vor, was ihr nur zur Beschwörung seiner furchtbaren Aufregung als wirksam erschien, erinnerte ihn an seinen seligen rechtschaffenen Vater und fragte ihn endlich:

„Willst Du mich, Deine alte Mutter, die so viel Kummer und Gram zu ertragen hat, denn mit so großem Unglück überhäufen, um Dich als um einen Mörder weinen zu müssen? Karl, dazu habe ich Dich nicht erzogen und bei Gott könntest Du es auch nicht verantworten, daß Du so übel an Deiner armen Mutter handest.“

Das brachte ihn wieder zu sich, es machte ihn nicht frei von dem großen Jörn, der ihm fast das Herz zersprengte, aber er wurde gemäßigter, und das war für die Mutter schon ein sehr großer Gewinn. „Wie ist es zugegangen, daß Marie zu dieser Teufelsheirat bestimmt werden konnte? Der müssen sie das Herz in der Brust umgewendet haben, es kann nicht anders sein. Redet, Mutter, Ihr wißt's gewiß.“

„Alles, alles sollst Du erfahren, was ich weiß, mein Sohn, aber versprich mir, ruhig zu werden. Du lieber Gott, 's ist ja schon manches viel Größere geschehen und man mußte es geduldig ertragen, wirst Du ja auch das überwinden können.“

(Fortsetzung folgt.)



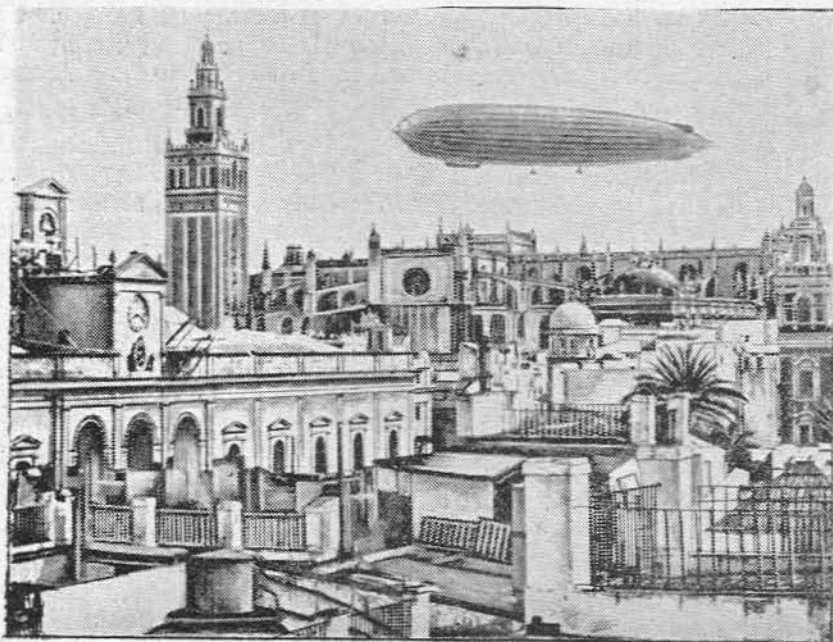
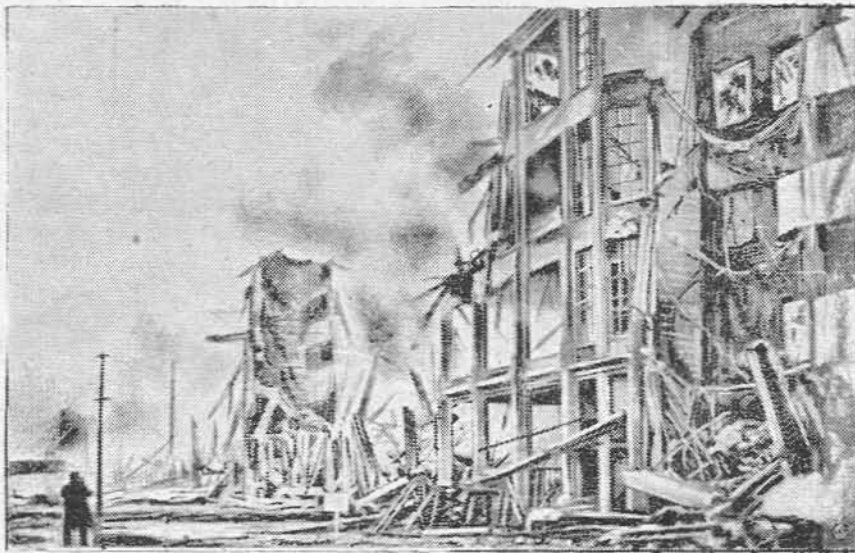
Hier soll das Reichsehrenmal
stehen.

Die Rabenklippen bei Höfster
an der Weser.

Der Reichsausschuß für die Errichtung eines Reichsehrenmales, der unter dem Vorsitz des früheren Reichskanzlers Cuno steht, hat nach Prüfung einer Reihe von Orten, die für das Reichsehrenmal in Vorschlag gebracht worden waren, sich einstimmig für die Rabenklippen bei Höfster an der Weser als dem geeignetsten Ort für die Errichtung des Ehrenmals entschieden. Die Rabenklippen werden an erster Stelle genannt, weil sie in einem urdeutschen Lande und an dem größten Strom Deutschlands liegen, dessen Quelle sowohl als auch Mündung sich auf deutschem Gebiet befinden. Der Platz, der sich in einem schönen Bierreck aufbaut, befindet sich mitten im Wald und ermöglicht einen Ausbau, der für die größten Veranstaltungen Platz bieten könnte.

Die Brandkatastrophe in Riga.

Die lettische Hauptstadt wurde von einem Riesenbrand heimgesucht, wie ihn der Osten Europas seit Jahrzehnten nicht zu verzeichnen hatte. In den Fabrik- und Speichergebäuden der Textilwerke „Prowodnik“ in Riga, einem Gebäudekomplex von 800 Meter Länge, brach ein Brand aus, der in kurzer Zeit die gesamten Baulichkeiten einäscherte. Bei den Löscharbeiten wurden drei Feuerwehrleute unter herabstürzenden Trümmern verschüttet und getötet. Die in den Speichern aufgestapelten 8000 bis 9000 Tonnen Flachs, die einen Wert von etwa 11 Millionen Mark darstellen, wurden ein Raub der Flammen. Der Gebäudeschaden selbst wird auf weitere 6 Millionen Mark beziffert.



So sah ihn Sevilla.

Die erste größere Fahrt des „Grafen Zeppelin“ 1930 führte das Luftschiff wieder nach Sevilla, dem es bereits im vorigen Jahr einen Besuch abgestattet hatte. Für das Landungsmanöver wurden 100 Mann Luftfahrtruppen besonders ausgebildet. Dem spanischen Königspaar, das der Landung des „Graf Zeppelin“ bewohnte, wurde eine eigene Tribüne errichtet. Unser Bild zeigt das Luftschiff über Sevilla.

